

Theorie des Dialogs

Das Projekt St. Guido in Speyer

Baukörperanordnung
© Architekturbüro Prof. Alfred Jacoby



Nachdenken über den Ort

St. Guido ist nicht irgendein Ort in Speyer und Speyer nicht irgendein Ort für die Juden der Welt. Was hat es damit freilich auf sich, und weshalb ist das für unser Projekt von Interesse?

Bei diesem Projekt kam es darauf an, wie man denn zwei Religionen in einem Haus darstellt. Zwei Religionen, die nach unserer heutigen Sicht, intensiv geschichtlich sowie theologisch miteinander verbunden

sind. Aber auch zwei Geschichten der Juden und der Christen am Rhein, die vor 1.000 Jahren einen Höhepunkt an Miteinander hatten, bevor dann 1096 der erste Kreuzzug begann und mit ihm die Verfolgung der Juden am Rhein.

Gegründet wurde St. Guido als Stift um das Jahr 1000 vom ersten Salierkönig Konrad II., einem Mann, von dem uns aus der Chronik »Vita Burchardis« überliefert ist, dass er »friedfertig war und ein unschuldiges Leben führte«. Schaut man sich einmal das Heilige Römische Reich Deutscher Nation an, welches Heinrich II., der Vorgänger Konrad II. begründete, so wird klar, dass dieser Kaiser ein sehr mächtiger war. Seine Gebeine liegen hier im Dom zu Speyer.

Zur gleichen Zeit lebte einige Kilometer rheinaufwärts in Worms der berühmteste jüdische Bibelkommentator, Rabbi Shlomo Ytzchaki, gebürtig aus Troyes, Frankreich. Man nannte ihn kurz »Rashi«. Er kommentierte die gesamten fünf Bücher Moses Satz für Satz und erfand dazu eine eigene hebräische Schrift. Er ging in die bis heute erhaltene Synagoge zu Worms zum Gebet

Lageplan
© Architekturbüro
Prof. Alfred Jacoby



Das eine soll verbleiben und das andere deutlich werden. Die Wahl, einfach die Kirche abzureißen oder, anders, die Synagoge darin nur unsichtbar einzubauen, wäre in einem solchen Kontext nicht sinnvoll. Und es soll gezeigt werden, dass in Speyer Juden und Christen Grundsteine der Gelehrsamkeit gelegt hatten, die »miteinander können«, wie wir das heute sagen.

und zum Studium. Und deshalb heißen bis heute diese Gotteshäuser auf Jiddisch die »Schul«, ein Ort des Lernens also. Genau einen solchen Ort des Lernens gründete Kaiser Konrad II. in Speyer auf dem Weidenberg. Beides sind also Orte des Studiums, beide Männer waren friedfertig und liebten das unschuldige Leben.

Was hat das aber mit diesem Projekt zu tun? Es ist der architektonische Versuch der Darstellung einer Theorie des Dialogs.

Sicher, beide, Kaiser Konrad II. und Rabbi Shlomo Ytzchaki, sind sich nie begegnet, und sie haben zudem keinen Dialog im herkömmlichen Sinn geführt. Was es hingegen gab, war ein, wie wir es heute nennen, »geistiges Klima«. Und es entstand an diesem Ort Speyer etwa zur gleichen Zeit, um die erste Jahrtausendwende, ein Zusammenwirken zweier Kulturen, der jüdischen und der christlichen, das etwas dauerhaft Wertvolles hervorbrachte – die Lust, das Leben zu verstehen und zu lernen. Beide, Rashi und Konrad II. haben dafür Grundsteine gelegt.

Es gibt dazu eine Theorie von Hyppolite Taine, einem Professor für Kunstgeschichte der École des Beaux Arts in Paris. Er kam 1860 zu der Überzeugung, dass es immer eines intellektuellen Milieus bedarf, um ein besonderes kulturelles Klima zu schaffen, also einer intellektuellen Klasse, die sich im Dialog begegnet, um sich auszutauschen.

Genau das ist es, was der Entwurf für St. Guido in Speyer ausdrückt. Das Projekt konnte daher nur ebenso dual angelegt werden, wie es die beiden zur gleichen Zeit Lebenden getan haben: das eine belassen, ohne das Zweite zu zerstören.



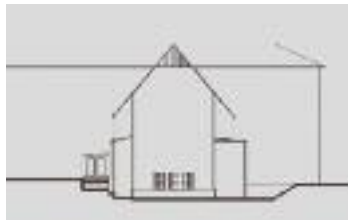
Gebäude »mit« Plateau
© Architekturbüro
Prof. Alfred Jacoby



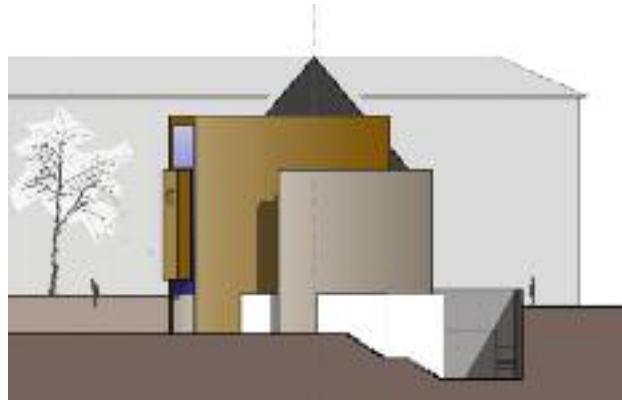
Modell von Norden
© Architekturbüro
Prof. Alfred Jacoby



Glasfuge zum Innenhof
© Architekturbüro
Prof. Alfred Jacoby



Frühere und künftige Ostansicht
© Architekturbüro Prof. Alfred Jacoby



Entwurf und Umsetzung

Der Entwurf für dieses Projekt geht zunächst auf die Initiative von Ignatz Bubis aus dem Jahr 2000 zurück, kurz vor dessen Tod. Das ursprünglich dafür vorgesehene Grundstück war in der Nähe des berühmten mittelalterlichen Judenbads und der Alten Synagoge. In der Form konnte er aber nicht realisiert werden, und die Stadt Speyer schlug als Alternative die Kirche St. Guido vor, die seit den frühen 1990er Jahren leerstand.

Das heute in der Ausführung befindliche Projekt zeigt die Verbindung der Neuen Synagoge mit Teilen der alten Basilikakirche, eines Betonskelettbau von 1926: Ein Teil des Kirchenschiffs wurde abgetragen und darauf der Synagogenbaukörper gestellt. Die Umrisse des entfernten Einschnitts wurden dabei als Plateau nachgezeichnet, während zwischen Kirchengebäude und Synagoge die Anordnung des Eingangsfoyers in Form einer Glasfuge

erfolgte. Das verbleibende Volumen der Hallenkirche eignete sich sehr gut, um zwei Ebenen einzuziehen, auf denen sich die Sozialfunktionen der Gemeinde unterbringen lassen. Durch die Errichtung einer Treppe mit Lift werden künftig zudem alle Ebenen behindertengerecht erschlossen. Im vorhandenen Untergeschoß gab es bereits einen Gemeindesaal, der lediglich renoviert und um eine koschere Küche sowie die zugehörigen Nebenräume er-



Alte Süd- und neue Eingangsfront
© Architekturbüro Prof. Alfred Jacoby

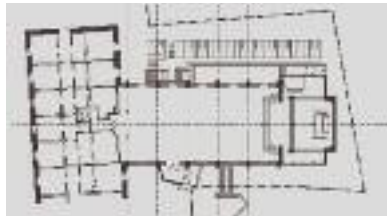
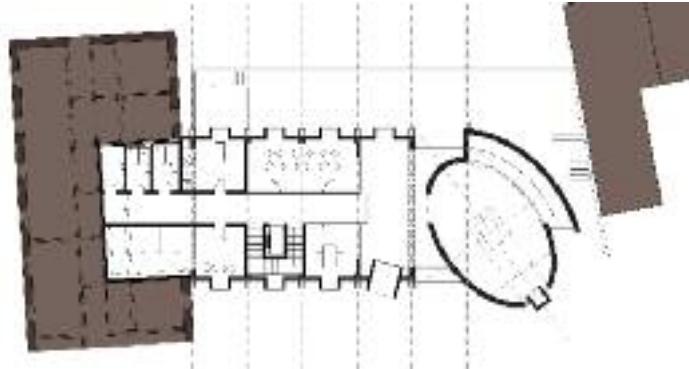


Längsschnitt vorher und nachher
© Architekturbüro Prof. Alfred Jacoby

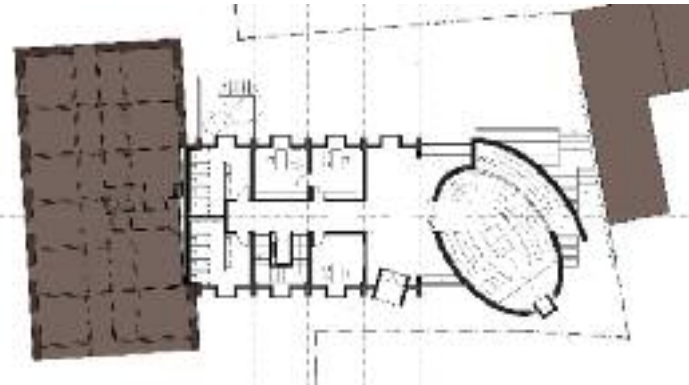




Ausbildung eines Obergeschosses
© Architekturbüro Prof. Alfred Jacoby



Umgestaltung des Erdgeschosses
© Architekturbüro Prof. Alfred Jacoby



gänzt werden musste. Zu seiner besseren Belichtung bekommt er eine neue Glasfront. Und auch im erhaltenen Kirchenteil wird die Belichtung durch den Einbau erkerartiger Fenster, die über zwei Stockwerke greifen, verbessert. Durch Aufarbeiten der existierenden Außenanlagen gewinnt man darüber hinaus einen schönen Gartenhof, der über eine Außentreppe zugleich mit dem oberen Gelände verbunden ist.

Prof. Alfred Jacoby
Dipl.-Ing. Architekt ETH SIA

Bauherr

Jüdische Kultusgemeinde der Rheinpfalz d. d. ö. R.,
Neustadt an der Weinstraße

Architekt

Architekturbüro Prof. Alfred Jacoby,
Frankfurt am Main

Mitarbeit:

Monika Finger, Alexander Kuske, Daniel Schenke

Tragwerksplanung

Dipl.-Ing. Karl-Heinz Wandrey,
Darmstadt

Gebäudetechnik

Ingenieurbüro Braun,
Michelstadt

Elektrotechnik

Bengner & Partner,
Hanau

Brandschutz

DDS Ingenieurbüro für Sicherheit, Brand- und
Arbeitsschutz,
Neu-Isenburg

Bodengutachten

Ingenieurbüro Peter Josy,
Speyer

Umgestaltung zum »Baum des Lebens«

Das Gemeindezentrum mit Synagoge in Hannover

Jüdisches Leben in ehemaliger Kirche

Nach zweieinhalbjähriger Planungs- und Bauzeit wurde das neue Haus der Liberalen Jüdischen Gemeinde Hannover »Etz Chaim – Baum des Lebens« am 25. Januar 2009 in Hannover-Leinhausen seiner Bestimmung übergeben – und damit zum zweiten Mal in Deutschland ein ehemaliges Kirchengebäude in ein jüdisches Gemeindezentrum mit Synagoge umgewandelt.

Die Architekten hatten hier die Aufgabe, das 1968 fertiggestellte Ensemble der Gustav-Adolf-Kirchengemeinde in ein modernes und zugleich hohen energetischen Anforderungen genügendes Zentrum für jüdisches Leben in Hannover umzugestalten.

Für die stetig wachsende, über 600 Mitglieder zählende Gemeinde ist so ein Ort entstanden, der außer-alltäglich und einladend ist und sich zudem selbstbewusst in Stadtbild und Gesellschaft präsentiert.

Den Architekten ist es gelungen, eine außergewöhnliche sakrale Atmosphäre zum Ausdruck zu bringen: Raumproportionen, Material, Licht- und Farbgebung verdichten sich im Spannungsfeld zwischen Moderne und Tradition zu einer Ästhetik, die dem Selbstverständnis der Liberalen Jüdischen Gemeinde in besonderem Maße entspricht.



Haupteingang zur Straße
© Roland Halbe

Synagogenraum ...
© Roland Halbe



Architektonische und konstruktive Aspekte

Den Mittelpunkt der Planungen bildete die räumlich-architektonische Ausformulierung des Synagogenraumes im ersten Obergeschoß. Hinterleuchtete, auf weiß lackierten Einbauschränken aufgelagerte Textilglaswände umhüllen nun den annähernd quadratischen, 7 m hohen Raum auf drei Seiten und fokussieren ihn auf den östlich anschließenden Thoraraum. Dieser, durch drei Stufen leicht erhöht, findet hier mit dem Gold-Aluminium-Blech beschichteten Thoraschrank sein sakrales Zentrum. Für die Blechverkleidung wurde ein Ornamentmuster aus dem Davidstern entwickelt, das bis in die freistehende vorgesetzte Fassade am Haupteingang zur Synagoge fortgeführt wird und so die axiale Raumfolge vom Eingang bis zum Thoraschrank deutlich macht. Die Gesamtausstattung der Synagoge mit 200 Sitzplätzen wird durch rituelle, von den Architekten entworfene Gegenstände wie Menora, Hanukia, Bima, Thoravorhang und Ewiges Licht akzentuiert.

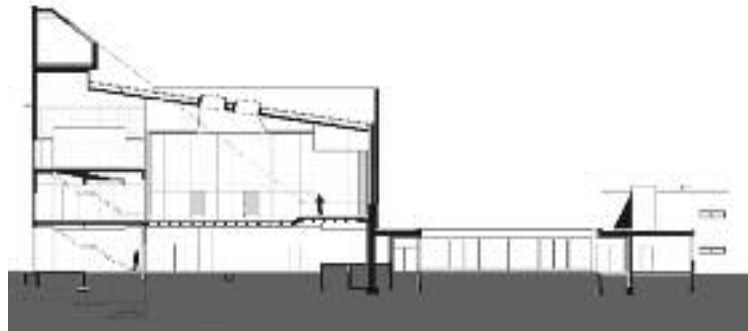
Um eine sakral-mystische (Raum-)Wirkung in der Synagoge zu erzielen, wurden 4,20 m hohe ESG-Glasscheiben mit 36 Bahnen aus weißem Hafttextil bespannt. Die 35 cm breite Distanz zwischen den umhüllenden Wänden und der Textilschicht wird über eine dimmbare LED-Lichtleiste am Fußpunkt der Konstruktion ausgeleuchtet:

Diese Oberfläche bricht das Licht und taucht den Raum in eine samtweiche, unendlich wirkende Lichtstimmung. Raumdimensionen werden gebrochen, Begrenzungen verschwinden, die Decke scheint zu schweben ...



Foyerbereich
© Roland Halbe

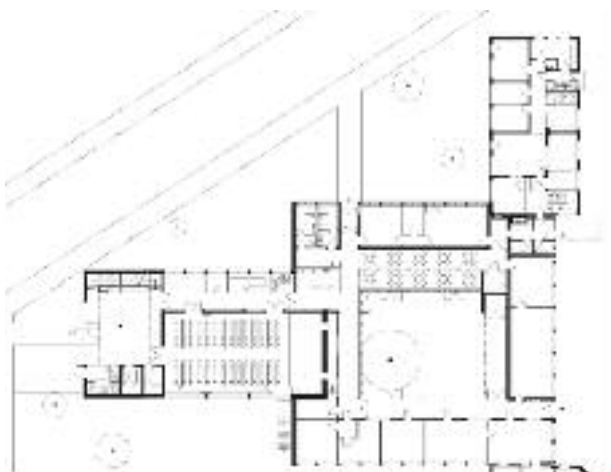
Längsschnitt
© ahrens grabenhorst
architekten BDA



Auf der ehemaligen Empore im Kircheninneren wurde mit der zweigeschossigen Bibliothek ein, im doppelten Wortsinn, weiterer Höhepunkt realisiert. 5 m hohe Wände aus Bücherregalen umfassen den 80 m² großen Leseraum, eine Galerieebene dient dabei als Umgang und ermöglicht den einfachen Zugriff auf bis zu 10.000 Buchtitel.

Zum Gemeindezentrum gehören das am Innenhof gelegene Café, ein großer Veranstaltungsbereich, Büro- und Jugendräume, die jüdische Kindertagesstätte »Tamar« sowie eine Hausmeisterwohnung.

In der Gesamtgestaltung spiegelt sich durchgängig ein einfaches Leitmotiv wider: Schlichte, weiß verputzte Wandflächen und dunkle Naturstein-, Werkstein- oder Linoleumböden reduzieren den Raum auf sich selbst. Ein zurückhaltender Duktus, der lebendiges Gemeindeleben und die Menschen in den Vordergrund stellt. Türen und Fenster sind anthrazit-schwarz abgesetzt, kontrastieren zum Raum und machen Bewegung deutlich.



Erdgeschoß
© ahrens grabenhorst architekten BDA



Obergeschoß
© ahrens grabenhorst architekten BDA



Innenhof mit Kastanie
© Roland Halbe

Das alljährlich zelebrierte Laubenhüttenfest findet im Innenhof statt, der mit weiß-anthrazit ornamentiertem Pflaster belegt ist – wobei die 40 Jahre alte schattenspendende Kastanie sorgsam in die Freiraumkonzeption einbezogen wurde.

Prof. Gesche Grabenhorst
Roger Ahrens

Bauherr

Stiftung Liberales Judentum Hannover,
Hannover-Leinhausen

Architekten

ahrens grabenhorst architekten BDA,
Hannover

Projektleiter:

Prof. Gesche Grabenhorst
Roger Ahrens

Mitarbeiter:

Kludia Kotlarz, Katharina Marx, Alexander Sieg

Bauleitung

ahrens grabenhorst architekten BDA,
Hannover

Tragwerksplanung

Dipl.-Ing. Heinrich Meier,
Hannover

Haustechnikplanung

HTA Planungsgesellschaft mbH,
Hildesheim

Neubau inmitten der Altstadt

Die künftige Synagoge in Potsdam



Straßenperspektive
© Haberland Architekten BDA

»Vorgeschichte«

Das Projekt für den Neubau der Synagoge in der Stadtmitte von Potsdam ist das Resultat eines europaweit ausgelobten Realisierungswettbewerbes, bei dem der Entwurf von Haberland Architekten mit dem ersten Preis ausgezeichnet und vom Preisgericht einstimmig zur Realisierung empfohlen wurde.

Der Standort der Synagoge ist die prominente Adresse Schloßstraße 1 im Altstadtbereich Potsdams. Sie wird damit Bestandteil der östlichen Neubebauung des zwischen Friedrich-Ebert-Straße und der Straße Am Neuen Markt gelegenen städtischen Blockes. Ein auf dem Areal befindliches Verwaltungsgebäude, das zeitgeschichtlich der DDR-Moderne zuzurechnen ist, wird abgebrochen.

Die bis Anfang 2012 zu errichtende Synagoge ist die Initialzündung zur städtebaulichen Entwicklung des Quartiers und zur angestrebten Rekonstruktion des historischen Stadtgrundrisses.

Bauwerkentwurf

Die Synagoge fügt sich im Sinne eines Stadtbausteines, der die historische Situation in Maßstab und Kubatur respektiert, selbstverständlich und selbstbewusst in den städtebaulichen Kontext ein.

Als Fassadenmaterial wird gelblicher geschlämmter Ziegel gewählt, um einerseits an die regionale brandenburgische Ziegelbauweise anzuknüpfen und andererseits

die weltweite, konfessionsübergreifende Tradition des Sakralbaus mit Ziegeln aufzugreifen. Gegenüber den benachbarten Putzbauten, die den engeren Altstadtbereich prägen, formuliert die Synagoge damit einen architektonischen Autonomieanspruch und erreicht gleichzeitig ein hohes Maß an gestalterischer und städtebaulicher Kohärenz.



Lageplan
© Haberland Architekten BDA

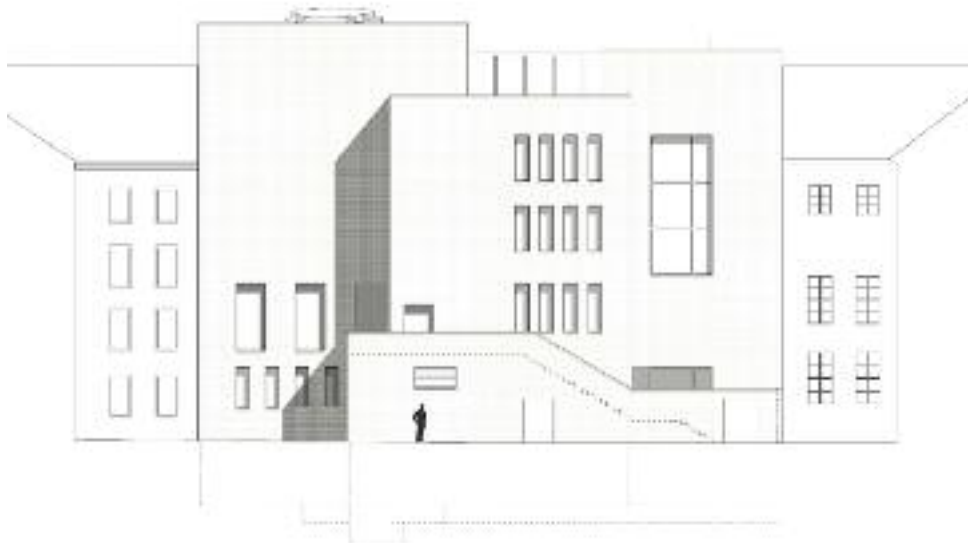
Eingangssituation
© Haberland Architekten BDA



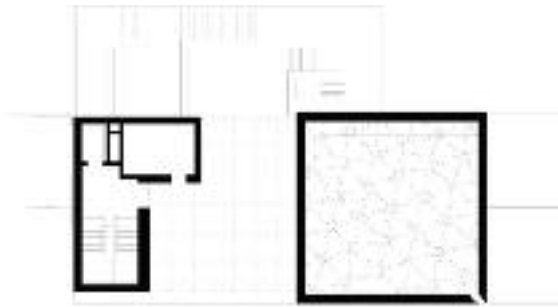
Das enge Grundstück und die Spezifika einer Synagoge bedingen eine vertikale Organisation und die Stapelung der Funktionen. Die räumliche Verzahnung und das direkte Nebeneinander von Synagogenräumen und Gemeindezentrum sind dabei Programm. Die vertikale Erschließung erfolgt durch ein Haupttreppenhaus, das dem Foyer und Haupteingang zugeordnet ist, und ein hofseitiges Nottreppenhaus: Der Hierarchie der Treppen entsprechend ist das Haupttreppenhaus repräsentativer ausgestattet als das hintere, einfacher gehaltene Nottreppenhaus. Ein Aufzug, aus religiösen Gründen mit einer Schabbatschaltung versehen, erschließt alle Ebenen einschließlich der Dachterrasse barrierefrei.

Die Eingangssituation wird bestimmt durch ein zweiflügeliges Portal, das sich in seiner Gestaltung aus dem Davidsternmotiv entwickelt und auf den besonderen Charakter des Gebäudes verweist. Darüber hinaus symbolisiert eine neben dem Portal angebrachte Steintafel die Bedeutung von Wort und Schrift für die jüdische Religion: Mit »Denn mein Haus soll als Haus des Gebetes bei allen Völkern genannt werden« ist hier in hebräischer Schrift ein Spruch aus der Thora in die Steinplatte eingelassen.

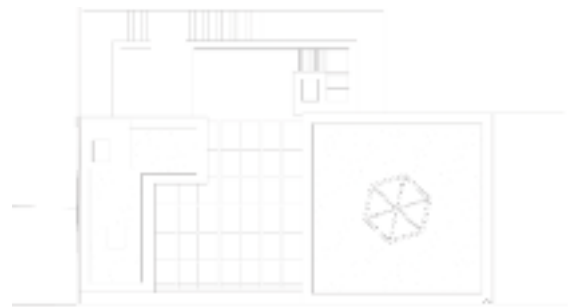
Der als Sicherheitsschleuse konzipierte Haupteingang führt in das Foyer, das sich in den rückwärtigen von einer Mauer umschlossenen Hof erweitert. Der Hof wiederum ist über eine Außentreppe mit dem Veranstaltungssaal im ersten Obergeschoß verbunden. In direkter Zuordnung zum Haupteingang liegt zudem der Verwaltungstrakt, der Büros der Jüdischen Gemeinde mit einem Besprechungsraum beinhaltet.



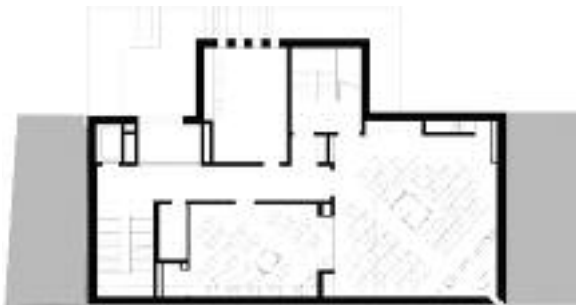
Fassade zum Hof
© Haberland Architekten BDA



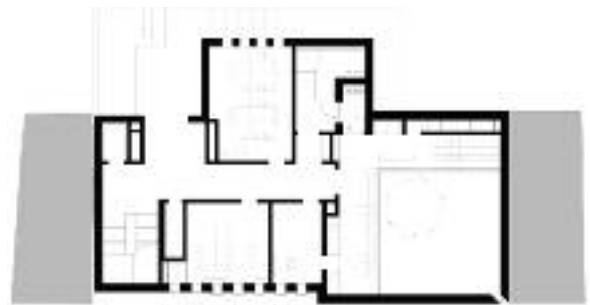
Viertes Obergeschoß
© Haberland Architekten BDA



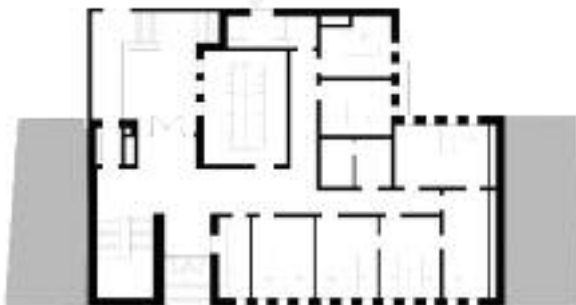
Dachaufsicht
© Haberland Architekten BDA



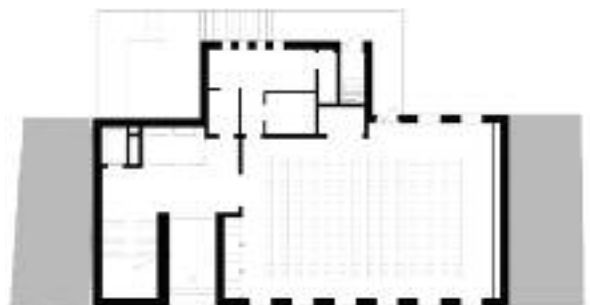
Zweites Obergeschoß
© Haberland Architekten BDA



Drittes Obergeschoß
© Haberland Architekten BDA



Erdgeschoß
© Haberland Architekten BDA



Erstes Obergeschoß
© Haberland Architekten BDA



Untergeschoß
© Haberland Architekten BDA

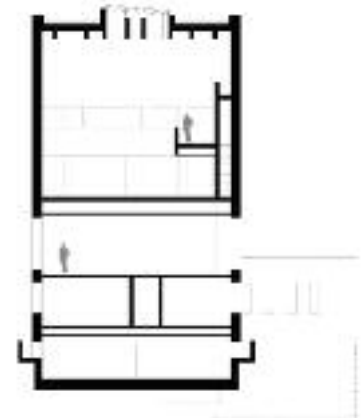
Im ersten Obergeschoß, der »Beletage«, ist, wie beim benachbarten Kabinetthaus, der Veranstaltungssaal untergebracht, räumlich an die Kidusch-Küche angegliedert und für Mehrzwecknutzungen ausgelegt: In ihm werden sowohl Bankette, die eine Tischbestuhlung benötigen, als auch Vortrags- und Konzertveranstaltungen sowie Theater- und Filmvorführungen stattfinden, die eine Reihenbestuhlung erfordern.

Über einen geschoßübergreifenden Luftraum im Foyer wird eine räumliche Verknüpfung mit den oberen Geschossen und damit zum rituellen Zentrum des Hauses hergestellt. Das zweite Obergeschoß beherbergt das rituelle Zentrum der Synagoge, gebildet durch den »Großen und Kleinen Gebetsraum«; beide lassen sich bei besonderen Anlässen mit einer hohen Besucherzahl mittels einer flexiblen Wand zusammenschließen.

Der Große Gebetsraum der Synagoge ist als Zentralraum angelegt. Er ist introvertiert und wird über ein Glasoberlicht mit Zenitlicht versorgt. Das heißt, das genau wie die Dachkonstruktion aus einem Davidsternmotiv entwickelte Oberlicht gewährleistet den aus religiösen Gründen erwünschten freien Blick in den Himmel.



Schnitte
© Haberland Architekten BDA



Im Zentrum des Raumes und der Bestuhlung steht die erhöhte Bima, das Vorlesepult für die Thorarollen, wobei die linear angeordneten Sitzreihen, die Bima und der Thoraschrein diagonal zur Raumgeometrie in Richtung Jerusalem orientiert sind. Die Frauenempore ist hingegen winkelförmig gegenüber dem Thoraschrein situiert, hinter dem sich ein vertikales Fensterband anschließt, das den Raum zusätzlich mit Tageslicht versorgt und ebenfalls nach Jerusalem weist.



Gebetsraum mit Bima
© Haberland Architekten BDA

Außerdem umfasst das zweite Obergeschoß die hofseitig angeordnete Bibliothek, während im dritten Obergeschoß der separate Eingang für die Frauen auf die Empore des »Großen Gebetsraumes« und zudem Musik-, Kunst- sowie der Computerraum liegen.

Das vierte Obergeschoß verfügt über eine Dachterrasse, auf der Veranstaltungen, wie zum Beispiel das Laubhüttenfest, durchgeführt werden können. Alle anderen Dächer erhalten eine extensive Dachbegrünung.

Im Untergeschoß befinden sich die Mikwen, die rituellen jüdischen Tauchbäder. Sie werden aus rituellen Gründen mit Regenwasser, das auf dem Dach gesammelt wird, gespeist.



(Baukörper-)Modell
© Haberland Architekten BDA



»Gebäudestruktur«
© Haberland Architekten BDA

Gebäudekonstruktion

Der Baugrund weist einen hohen Grundwasserstand auf, und in der unmittelbaren Umgebung finden sich setzungsempfindlichen Torfablagerungen sowie eine wertvolle historische Bebauung. Aus diesen Gründen werden das Erdgeschoß als Hochparterre und das Untergeschoß als Souterrain ausgeführt.

Das Untergeschoß ist als WU-Konstruktion geplant: Es steht ca. 1,60 m im Grundwasser, das während der Bauzeit abgesenkt werden muss. Da die Gründungstiefe der Synagoge zudem unterhalb der Nachbarbebauung liegt, ist deren Unterfangung erforderlich. Hier ist eine Hochdruckinjektion vorgesehen. Nach Realisierung der Baufeldvorbereitung kann der Baukörper dann unbedenklich über eine konventionelle Flachgründung abgesetzt werden.

Das Gebäude wird als Stahlbetonkonstruktion hergestellt. Durch die gestapelten Nutzungen mit variierenden Raumgrößen ist ein direkter Lastabtrag nicht möglich, denn die tragenden Wände verspringen in den Geschossen. Durch die Ausbildung von wandartigen Trägern aus Stahlbeton wurde daher ein Tragwerk entwickelt, das die Lasten sicher in den Baugrund abführt. Die in den Regelbereichen 20 cm dicken und einachsig spannenden Decken werden in diese Träger eingehängt, wobei ein Durchlaufsystem entsteht: Die konzentrierten Lasten werden in angrenzende Wandscheiben, horizontale Beanspruchungen aus Wind und Gebäudeschiefstellung durch die Geschoßdecken zu den vertikal

aussteifenden Bauteilen geleitet. Bei den vertikalen Bauteilen handelt es sich überwiegend um Treppenhauswände, Aufzugsschacht und Trenn- bzw. Gebäudeabschlusswände. Es sind keine Gebäudefugen vorgesehen, die auftretenden Zwangsschnittkräfte werden durch eine rissverteilende Mindestbewehrung aufgenommen.

Jost Haberland

Bauherr

BLB Brandenburgischer Landesbetrieb für Liegenschaften und Bauen
Regionalbereich Baumanagement Nord-West
Baumanagementbereich Potsdam,
Potsdam

Architekten

Haberland Architekten BDA,
Berlin

Bauleitung

Dipl.-Ing. Ingolf Noack,
Potsdam

Tragwerksplanung

WTM Engineers Berlin GmbH,
Berlin

Gebäudeausrüstung

IFE Ingenieurbüro für Elektrotechnik GmbH,
Brandenburg
Welterstherm GmbH,
Brandenburg

Bauphysik

Ingenieurbüro Axel C. Rahn GmbH,
Berlin

Brandschutz

Dipl.-Ing. Peter Stanek,
Berlin

Bodenmechanik

Ingenieurbüro Dipl.-Ing. R. Dölling,
Potsdam

Vermessung

Dipl.-Ing. Rainer Leschke,
Ludwigsfelde

SiGeKo

Köber-Plan GmbH,
Brandenburg

Gebäude als Gegenstand gewordenes Wort

Der Entwurf für die neue Synagoge in Mainz

Ort und Gemeinde

Annähernd zehn Jahre lang wartete der in einem Realisierungswettbewerb mit dem ersten Preis ausgezeichnete Entwurf des Architekten Manuel Herz wegen ungeklärter Finanzierungsfragen auf seine Verwirklichung, bis schließlich am 23. November 2006 – die Kosten werden sich nun Stadt, Land und Bund je zu etwa einem Drittel teilen – der Grundstein für das neue jüdische Gemeindezentrum am Synagogenplatz, Ecke Josef- und Hindenburgstraße, in Mainz-Neustadt gelegt werden konnte. Das Richtfest wurde dann am 16. Oktober 2009 begangen, die Einweihung der Synagoge ist für 2010 vorgesehen.

Vielleicht war diese Zeit notwendig, denn ein derart aus dem Rahmen fallendes Bauwerk muss wohl ausreifen. Es geht nämlich nicht nur darum, einer rasch größer gewordenen Gemeinde – vor 1989 umfasste sie etwa 140 Mitglieder, im Dezember 2006 bereits 1.050 – ein angemessenes Gemeindezentrum mit Festsaal, Mikwe, koscherer Küche, Clubraum, Kindergarten, Schule, Wohnungen usw. zur Verfügung zu stellen. Die Magenza-Stiftung und der Architekt als »Initiatoren« wollten zudem ein Zeichen setzen: gegenüber der Stadt Mainz und ihrer besonderen geschichtlichen Bedeutung für die Gemeinde selbst und das europäische Judentum. Barg doch Mainz einerseits eine der ältesten und traditionsreichsten jüdischen Gemeinden Europas, die mit namhaften Schriftgelehrten wie dem Rabbiner Gerschom Ben Judah (960–1040) als ein Zentrum jüdischer Gelehrsamkeit galt und die andererseits besonders unter den über die Jahrhunderte hinweg immer wieder hereinbrechenden Verfolgungen zu leiden hatte.



*Modell der Synagoge
© Sascha Kopp*



*Entwurf mit Innenhof
© Sascha Kopp*

Mit der neuen Synagoge soll an beides erinnert werden und sie soll zu einem neuen Selbstbewusstsein beitragen. Die herausragende Rolle von Wort und Schrift für die jüdische Religion der Mainzer Gemeinde fand daher in dem Entwurf einen adäquaten Ausdruck. Der Architekt erreichte das, indem er zwei zentrale Symbole des Judentums, die Kedescha und das Schofar, für seine Konzeption nutzte.

Struktur mit Symbolgehalt

Die Kedescha, das hebräische Wort für Heiligung, ist ein wichtiges Gebet in der jüdischen Liturgie, das als hymnischer Höhepunkt in die Segenssprüche des Vorbeters eingefügt wird. Nicht das Gebet selbst jedoch nimmt sich der Architekt vor, sondern das Wort »Kedescha«, im

Hebräischen קדש, dessen fünf Buchstaben die Gestalt des Gemeindezentrums bestimmen. Diese Konzentration auf den Sinn des »reinen« Buchstabens sieht er durch die Sprachphilosophie des Judentums legitimiert: Denn nicht allein das Wort trage einen Sinngehalt, sondern jeder hebräische Buchstabe. Und deren Form auf dem Papier sollte hier (baulich) nachgezeichnet werden und dem Bau damit gewissermaßen eine Seele verleihen. So reihen sich die fünf Buchstaben, von rechts – im Hebräischen wird von rechts nach links geschrieben, der erste Buchstabe steht also rechts – mit der Synagoge im Osten beginnend in fünf Gebäuden nach Westen. Die »Buchstaben« folgen einander aber nicht in gerader Linie, sondern nach dem zweiten Buchstaben



Baukörperstruktur ...
© Sascha Kopp

knickt der Baukörper nach Nordwesten ab. Durch diesen Knick wird ein geschützter und intimer Synagogeninnenhof geschaffen, ein Raum, in dem sich das Gemeindeleben entfalten kann. Auf der anderen Seite, dem Innenhof gegenüber, erstreckt sich der Synagogenplatz, über den hinweg sich der ganze Gemeindekomplex der Öffentlichkeit präsentiert.

Das Schofar, das zweite verarbeitete wichtige Sinnbild, ist das jüdische Signalhorn, meist aus einem Widderhorn geformt. In altbiblischer Zeit für kultische und militärische Zwecke genutzt, galt es als Symbol für Gottes Gericht und für die Verkündigung des Anbruchs der messianischen Zeit. Im Gottesdienst ruft es die Gemeinde zusammen. Manuel Herz übernimmt dessen Symbolgehalt für die Gestaltung des Synagogendaches in Form eines nach Osten gerichteten, Trichters, das den Ruf

nach Gott, das Lauschen auf Gott, das Empfangen des göttlichen Lichts und seiner Weisheit zum Ausdruck bringen soll. Und so setzt er dem ersten Buchstaben »K« am Beginn des Gebäudewortes einen überkippenden 27 m hohen Trichter, das Schofarhorn, auf, und bedeckt es mit einem Glasdach: Der Zentralraum wird von Osten her über den Trichter mit Licht versehen, der durch dieses Arrangement gewissermaßen eine mystische Bedeutung erhält. Ein weiterer Aspekt des Widderhorns findet sich in der gefurchten bzw. geriffelten Struktur der Synagogenfassade, die durch die Fluchtpunkte innerhalb des Musters auf der Fläche eine räumliche Dimension in grün-blauem Farbspiel aufweist und so die Mehrdimensionalität des Bauens sowie der Buchstaben und ihrer Objektqualität in der jüdischen Tradition widerspiegeln soll.



Gebäude im Entstehen
© Sascha Kopp

Bislang waren eher die Mainzer Altstadt und der Dom für Auswärtige ein Begriff, was sich mit der neuen Synagoge aber gründlich ändern könnte. Sie lädt nämlich nicht nur zur Besichtigung eines ungewöhnlichen Formenvokabulars ein, sondern animiert vor allem auch zum Nachdenken über den Sinngehalt von Sakralbauten und den mit in ihnen verkörpert Religionen.

Dr. phil. Bernd Lukoschik,
Hirschaid

Bauherr

Jüdische Gemeinde Mainz K. d. ö. R.

Architekten

Manuel Herz Architects,
Basel und Köln

Projektsteuerung

Mainzer Aufbaugesellschaft mbH,
Mainz

Bauleitung

Architekturbüro Dittmar,
Mainz

Tragwerksplanung

Arup GmbH,
Düsseldorf

Prüfstatik

Dipl.-Ing. Walter Kützing,
Mainz

Haustechnik

Ingenieurbüro H. Seuthe,
Mainz

Elektrotechnik

K. Dörflinger Gesellschaft für
Elektroplanung mbH & Co. KG,
Allendorf

Bauphysik

IBC Ingenieurbau-Consult GmbH,
Mainz

Akustik

ITA Ingenieurgesellschaft
für technische Akustik mbH,
Wiesbaden

Brandschutz

Dipl.-Ing. (FH) Ingo Petry,
Mainz

Garten des Gedenkens

Ein Ort der Erinnerung an die Marburger Synagoge



Straßenansicht ...

© scape Landschaftsarchitekten

Düsseldorfer Büro scape Landschaftsarchitekten in Kooperation mit dem Künstler Oliver Gather als Sieger hervorging. Die Aufgabe der Planer bestand einerseits darin, eine Gedenkstätte zu konzipieren und bis 2011 zu realisieren. Das Bauwerk

soll nicht nur erinnern und mahnen, sondern andererseits – auf ausdrücklichen Wunsch der jüdischen Gemeinde – auch einen Ort des alltäglichen Lebens, einen attraktiven Freiraum mit Aufenthaltsqualität ausbilden.

Ehemalige Synagoge

Beim Schlendern durch die Unterstadt Marburgs stößt man unvermittelt auf eine Lücke in der sonst dichten Bebauung. Nur Eingeweihte wissen, dass dies der Ort ist, an dem sich bis zur Nacht des 9. November 1938 die Marburger Synagoge befand. Seit ihrer Fertigstellung 1897 entwickelte sich die Synagoge schnell zu einem Zentrum des religiösen und kulturellen Lebens der Universitätsstadt. Dies endete jäh mit der Zerstörung des Bauwerks durch das NS-Regime in der Reichspogromnacht. Die bis auf die Grundmauern abgerissene Ruine wurde mit Erde bedeckt und als Grünfläche hergerichtet, seitdem klafft an prominenter Stelle eine unverkennbare Zäsur im Stadtgefüge.

Nach langer Diskussion über den richtigen Umgang mit dem Areal schrieb die Stadt 2009 einen freiraumplanerisch-künstlerischen Wettbewerb aus, aus dem das



Lage und Ausformung

© scape Landschaftsarchitekten